

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	28 (1952-1953)
Heft:	11
 Artikel:	Anfang und Ende des Lebens eines Abenteurers
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1070896

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Anfang und Ende des Lebens eines Abenteurers

Von * * *

Zeichnung: Albert Altörfer

SCHON meine Taufe war außergewöhnlich. Als man mich im Jahr 1892 in Romanshorn zu diesem Anlaß in die damals paritätische Dorfkirche trug, erschien der Mesmer mit der Meldung, daß der protestantische Pfarrer die Taufe nicht vornehmen könne, da ihm unterwegs unwohl geworden sei. Daraufhin ließ die Mutter den katholischen Pfarrer rufen, und dieser taufte mich nach katholischem Ritus auf den Namen Friedrich.

Wir waren unser zehn Kinder. Mein Vater war Bähnler, verlor aber seine Stelle, weil er im Rausch mit dem Bahnhofvorstand von Romanshorn Händel gesucht hatte und sogar tätlich geworden war. Er fand dann Arbeit in einer Zementfabrik. Eines Tages brachte ich ihm das Essen, und er setzte sich auf eine Zementröhre, um es zu verzehren. Dieser Augenblick schien mir günstig, um Auskunft auf eine Frage zu bekommen, die mich schon lange beschäftigt hatte. Ich fragte also meinen Vater, warum er keinen Dienstkleid und keine Mütze mehr trage. Da übermannte es ihn, und er weinte, weil er kein Bähnler mehr war.

Soweit ich mich zurückbesinnen kann, mußten wir Kinder mithelfen, den Lebensunterhalt der Familie zu verdienen; wir Knaben verklopften Sandstein zu feinem Sand oder holten solchen bei den Steinmetzen und hauisierten damit in den Hotels. Es gab damals noch keine andern Putzmittel. Im Herbst sam-

melten wir Eicheln, aus denen wir Kaffee herstellten oder die wir nach Steinebrunn in die Schweinemästerei verkauften. Am Neujahr sang ich, als Sennebüebli verkleidet, zusammen mit meiner kleinen Schwester in den Wirtschaften.

Mit 16 Jahren durfte ich bei Güttinger in St. Gallen ein Velo auf Abzahlung kaufen. Wir wohnten damals in Rorschach. Auf dem Heimweg dorthin stürzte ich so ungeschickt, daß die Pedale eingedrückt wurden und ich mein neues Rad kläglich heimstoßen mußte. Trotzdem mußten die restlichen Raten natürlich weiterbezahlt werden. Ich arbeitete in jenen Monaten als Hilfsmonteur beim Freileitungsbau der PTT. Von meinem ersten Zahltag blieben mir nur noch 21 Franken 50 Rp. übrig. Mit diesen lief ich, statt die fällige Rate für das Velo zu bezahlen, nach dem Hafenbahnhof. Ein Zug war eben eingefahren. Auf dem Bahnsteig gingen ein paar junge Deutsche auf und ab. Sie sprachen von Genua und von Frauen, die dort nackt am Meerstrand badeten. Da übermannte mich etwas. In meinen Ohren tönten die sehnüchtigen und verheißungsvollen Trompetenklänge, die ich einst in einem Wanderkino gehört hatte. Wie in einer Trance ging ich zum Schalter und löste ein Billett nach Genua. Es kostete 20 Franken 50 Rappen. Nur mit Hemd und Hose bekleidet und ohne etwas anderes zu besitzen als

den restlichen Franken, bestieg ich den Zug.

Drei Monate später wurde ich per Schub in die Heimat zurückgebracht, nachdem ich sechs Wochen lang als Schiffsjunge auf der Jacht einer Amerikanerin gedient hatte.

Ich fand dann in Vevey eine Stelle als Officebursche bei der Brasserie Friedrich. Die Arbeit gefiel mir, was aber nicht verhinderte, daß ich mich von einem Kameraden verleiten ließ, mit ihm einen Tippel um den Genfersee zu unternehmen. In Genf überredete mich dann ein junger Deutscher, ihn über St-Julien nach Annecy zu begleiten, um uns dort für die Fremdenlegion anwerben zu lassen.

In Annecy angekommen, zögerte ich zunächst. Aber sobald ich die Fanfaren hörte, die bunten Uniformen sah und mir der Duft von Siedfleisch aus den Gamellen der Soldaten in die Nase stieg, meldete ich mich beim Militärarzt zur Musterung. Dieser gab jedem von uns eine harte, rohe Bohne, die wir entzweibeissen mußten, um damit die Güte unseres Gebisses zu beweisen. Der Deutsche brachte es nicht fertig und wurde wieder fortgeschickt. Ich zerbiß die Bohne mühelos.

Ich wurde als tauglich befunden. Aber bevor ich die Anmeldung unterschrieb, zog mich ein Leutnant in ein anderes Zimmer, wo wir allein waren. Er war sehr beeindruckt von meiner Jugend. Er fragte mich, ob ich eine Ahnung habe, was mir bevorstehe und ob ich denn keine Eltern mehr besitze, die mich vermissen würden. Als ich ihm von meinen Eltern erzählte, drückte er mir zwei Franken in die Hand und gab mir den väterlichen Rat, mir die Legion aus dem Kopf zu schlagen.

1908 wurde eine neue Militärorganisation in Kraft gesetzt. Sie gestattete die vorzeitige Rekrutierung, und ich meldete mich. Bei der theoretischen Prüfung fragte mich der Experte, wann der Linthkanal gebaut worden sei. Ich wußte es nicht und erhielt dafür in der Vaterlandskunde die Note 3. Dieses Kainszeichen hat mich viele Jahre lang verdrossen.

Das aufrüttelndste Erlebnis in der Rekrutenschule war der Freitod unseres geliebten Leutnants Taverna. Der Schulkommandant, ein Major, hatte ihm den Befehl gegeben, uns mit Vollpackung ein paarmal über die Hindernisse zu hetzen. Der Leutnant hatte jedoch ein Einsehen mit uns und rief nach einiger Zeit wieder Sammlung. Er gab uns den Befehl, uns im Halbkreis ins Gras zu setzen. Während wir verschraufeten, erzählte er uns von seinen

geliebten Bündner Bergen. Da erschien der Major. Vor uns Rekruten schrie er den Leutnant an: «Sie sind der Uniform, die Sie tragen, nicht würdig, schämen Sie sich!»

Damit hatte er die Offiziersehre Tavernas mit Füßen getreten. Bevor ihn jemand verhindern konnte, zog unser Leutnant seine Pistole, machte rechtsumkehrt und schoß sich eine Kugel durch den Kopf.

Bei der Beerdigung weinte auch der Major.

Im Innern des schwarzen Erdteils

Der März 1910 brachte die entscheidende Wendung in meinem Leben. Mutters Bruder, der nach Abessinien ausgewandert war, lud mich in einem Brief mit zwei andern seiner Neffen ein, zu ihm nach Abessinien zu kommen.

Der Abschied war sehr schwer. Um diesen meiner Mutter zu ersparen, stand ich am Tag meiner Abreise um vier Uhr auf und schlich wie ein Dieb aus dem Hause. Der Vater hatte Frühdienst. Als der Zug in Bewegung kam, lief er mit nassen Augen nebenher, gab mir nochmals die Hand und sagte: «Bub, vergiß den Herrgott nicht!»

In Port Said legten wir für einen Tag an, und meine beiden Vettern und ich gingen mit einem Franziskanerpater an Land. Zerlumpte Bettler kamen auf uns zu und baten um Geld. Der Pater gab jedem zwei Sous. Aber das war ihnen zuwenig. Sie warfen die Kupfermünzen dem Pater vor die Füße und spuckten nach ihm. Da faßte der Pater, der eine Kutte trug, auf der an einem Strick ein Rosenkranz baumelte, den nächsten Bettler am Kragen, drückte ihn zu Boden und zwang ihn, das Geld aufzuheben.

Nach unserer Landung in Djibouti sandten wir dem Onkel mit einem Spezialpostboten einen Brief. Der Postbote steckte das Schreiben in einen gespaltenen Stab, den er mit ausgestreckten Armen vor sich her trug. Ein solcher Postläufer gilt in ganz Abessinien als unantastbar. Wer ihm etwas anhaben würde, verstieße gegen die heiligsten Gesetze des Landes.

Das Essen im Hotel war recht. Man trank Kamelmilch oder Honigwein und aß Ochsen-, viel Hammel- und gelegentlich auch Affenfleisch. Das Schildkrötenfleisch ertrug ich schlecht, ich wurde gelb davon. Daneben gab es häufig Kohl und «Inschera», den abessini-

schen Brotfladen aus Hirsemehl, der wie Schwammgummi aussieht.

Was mir fehlte, waren süße Früchte. Einmal zeigte mir Herr Vigier, der Hotelinhaber, im Hof eine Kaktusfeige und sagte, daß diese eßbar und sehr süß sei. Sobald ich allein war, brach ich kurzerhand eine solche Feige ab und biß herhaft wie in einen Thurgauer Apfel hinein. Aber sofort brannte es mich teuflisch auf der Zunge, am Zahnfleisch und an den Fingern. Mit Abscheu spuckte ich aus und warf die Frucht weg. Nicht einmal die Lippen wagte ich mehr zu schließen. Das Brandwasser floß mir fortwährend aus dem Munde. Ich rannte in die Bar und wies mit der einen Hand auf meinen aufgerissenen, schmerzenden Mund und mit der andern auf die weggeworfene Kaktusfeige. Eine schwarze Magd krümmte sich vor Lachen und wollte noch mehr Leute herbeirufen; aber der eilig hinzugekommene Vigier befahl der Magd, mit einer Pinzette all die winzigen Dörnchen, die in meine Schleimhäute eingedrungen waren, zu entfernen. Diese schwierige und schmerzhafte Angelegenheit dauerte länger als zwei Stunden.

Mein Onkel war von allen Europäern am weitesten ins Innere von Abessinien vorgedrun-

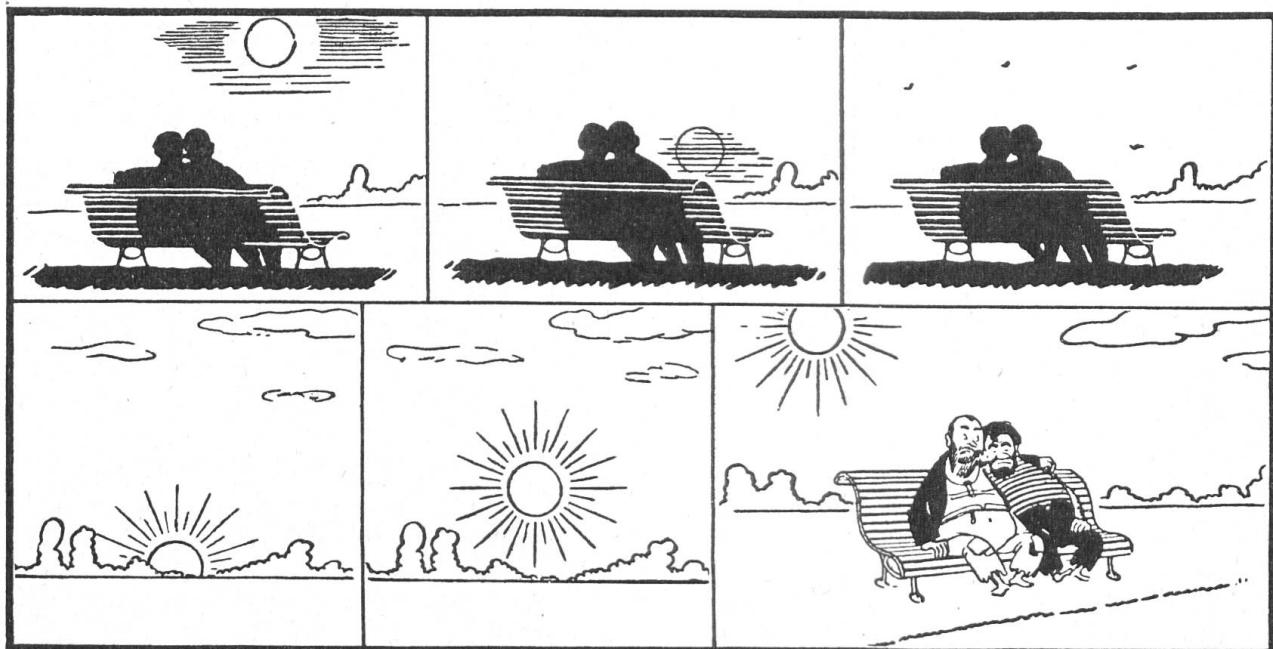
gen. Minister Alfred Ilg hatte ihn seinerzeit als Direktor des abessinischen Post- und Telegrafenwesens ins Land gerufen. Nachdem dann das abessinische Postwesen an die Franzosen übergegangen war, hatte der Onkel einen ausgedehnten Handel begonnen. Er kaufte von den Eingeborenen Rohgummi und exportierte ihn. Außerdem hielt er in einem Laden Hunderte von Dingen feil, welche die Schwarzen kaufen konnten: Spiegelchen, Petrollampen, Rum, Cognac, Filzhüte, Salz, Säbelscheiden, Psalmbücher und so weiter.

Mir übertrug der Onkel die Herstellung des Rums und der übrigen Getränke sowie die Bedienung im Laden, während mein Vetter Georg den Ankauf des Rohgummis überwachte. Er mußte mit einem Messer den Gummi aufschneiden, um festzustellen, ob die Schwarzen nicht, um das Gewicht zu erhöhen, Steinchen oder Eisenstücke hineingepräßt hatten.

Grausames Urwaldleben

Ein paar Wochen nach meiner Ankunft drang ich mit einer Anzahl von Eingeborenen in den Urwald ein, um diese in die Gewinnung von Homba (Rohgummi-Latex) einzuführen. Wir

Bilder ohne Worte



zapften zahlreiche mächtige Lianen an und ließen die Hombafladen in einer Lichtung an der Sonne trocknen. Plötzlich hörten wir ein starkes Geräusch von brechenden Ästen und splitternden Bäumen. Dazwischen erfüllte ein sonderbares Stöhnen, das ich mir nicht erklären konnte, die Luft. Wegen des dichten Laubwerkes und des Lianengewirrs sahen wir nur wenige Schritte weit.

Einer der Eingeborenen behauptete, das Stöhnen röhre von einem Elefanten her. Mein treuer Diener Kalifa wurde plötzlich völlig grau im Gesicht; denn wir waren nicht genügend bewaffnet, um uns gegen einen Dickhäuter erfolgreich wehren zu können.

Näher und näher kam das Geräusch. Ich beschloß, hinter dem nächsten Baumriesen Schutz zu suchen. Kaum hatten wir uns versteckt, brach der Bulle durch das Dickicht. Die stöhnenden Laute ertönten nun dicht neben uns. Der Elefant schien völlig erschöpft. Plötzlich gewahrte ich etwas Entsetzliches: Am Rüsselmunde des Elefanten haftete eine Schildkröte von der Größe eines Bierfasses. Hin und her schwang der Bulle seinen Rüssel und schmetterte ihn an die Bäume, als versuchte er, die Schildkröte zu zertrümmern. Doch deren Panzer erwies sich als zu stark. Und abzuschütteln vermochte er sie nicht; ich konnte deutlich sehen, daß der Rüssel zwischen einem Vorderlauf und dem Panzer der Kröte eingeklemmt war.

Ich hätte dem geplagten Elefanten gerne die Gunst erwiesen, ihn von seinem Parasiten zu befreien, aber ich sah keine Möglichkeit dazu. Er stürmte weiter, ohne daß er uns gewittert hatte.

Wir verfolgten die Spuren des Elefanten während des ganzen Tages. Gegen Abend stießen wir auf ihn. Er lag verendet in unmittelbarer Nähe des Omostromes. Die Schildkröte haftete nicht mehr an seinem Rüssel. Kalifa fand diese, kaum hundert Schritte von ihrem Opfer entfernt, vergnügt äsend.

Ein Eingeborener erklärte mir, daß sich die gleiche Tragödie hin und wieder ereigne. Wenn die Elefanten in der Steppe äsen, so streifen sie gelegentlich mit dem Rüssel eine der dort massenhaft vorkommenden Schildkröten. Diese klammert sich an dem Rüssel fest und läßt ihn nicht wieder los, bis sie keine Bewegung mehr spürt. Der Elefant kann weder Nahrung noch Wasser zu sich nehmen und muß elendiglich verdursten, wenn es ihm nicht gelingt, sich in

einem großen Gewässer zu wälzen. Unsern Bullen hatte sein Schicksal ereilt, kurz bevor er die rettenden Wasser des Omo erreichte.

Unvergeßlich blieb mir mein ganzes Leben lang auch der Anblick jener Zebuochsen, die von Parasiten geplagt wurden. Als ich eine Karawane von der Station des Onkels nach der Stadt Gofa führte, sah ich große Zebuherden. Viele der Zebuochsen hatten furchtbare, faustgroße Wundlöcher im Rücken. Die Löcher waren mit sandiger Erde beschmutzt und von Fliegen umschwirrt. Ich bemerkte, wie sich haselnußgroße, prall mit Blut vollgesogene Zecken tief in die Felle eingefressen hatten. Sie hafteten besonders an jenen Stellen, an denen sie die Ochsen nicht beseitigen konnten. Vögel mit blutroten Schnäbeln pickten solche Zecken los, verursachten aber dadurch neue blutende Wunden, in denen sie ganze Fleischfetzen ablösten und damit wegfliegen. Umsonst wehrten sich die Ochsen mit den Hörnern gegen die frechen Vögel. Diese flatterten nur einen Augenblick hoch, um sich dann aufs neue auf ihre Opfer zu setzen. Häufig bemerkte ich auch Zebuochsen, die sich am Boden wälzten, um sich der aufdringlichen Vögel zu entledigen.

Affengeschichten

Während meines Aufenthaltes in Abessinien weilten dort auch Tierfänger, die für den Zirkus Hagenbeck in Hamburg Affen fingen. Das ging so vor sich: Sie legten in enge Spalten und Nischen von Erdwänden Baumnüsse. Die Affen zwängten die Hand in die Spalten, faßten die Nuß und konnten dann die Hand nicht mehr zurückziehen. Anstatt ihre Beute nun loszulassen, zwängten und zerrten sie so lange, bis ein Netz über sie geworfen wurde und sie gefangen waren. Eine leichte Ohrfeige genügte dann, damit sie die Nuß losließen.

Einst ging ich allein zwischen großen Felsblöcken spazieren. Plötzlich prallte ein faustgroßer Stein mit solcher Macht an meinen Tropenhelm, daß ich alle Kraft aufwenden mußte, um den festgeklemmten Helm vom Kopf zu nehmen. Verwundert schaute ich mich um. Da sah ich auf einem Felsvorsprung einen ausgewachsenen Pavian, der interessiert die Wirkung seines Steinwurfes beobachtete. Als unsere Blicke sich begegneten, verzog er seine Hundeschnauze und fletschte die Zähne, um mir Angst zu machen. Sobald der Pavian sah,

daß ich das Gewehr in Anschlag nahm, begann er zu bellen und zu kreischen und duckte sich hinter einen Felsblock. Jedoch schon nach Sekunden guckte er verstohlen wieder hervor. Wir neckten uns eine ganze Weile. Das eine Mal gab ich vor, Angst zu haben und wich zurück. Dann machte er einige Sätze auf mich los; sobald ich aber meinerseits vorrückte, ging er sofort wieder in Deckung.

Für die Addis-Abeba-Bahn bedeuteten die Affen eine Landplage. Es kam nämlich immer wieder vor, daß sie sich zu Dutzenden auf die den Schienen entlang laufenden Telefondrähte setzten, um zu turnen. Dabei belasteten sie die Drähte so sehr, daß diese rissen.

Seine Majestät Menelik II.

Nach vier Monaten verließ ich meinen Onkel, weil er meinen Vetter gröblich bevorzugte und mir nur niedrige Arbeiten zuwies, und zog auf eigene Faust nach Addis Abeba. Dort gelang es mir, mich anlässlich einer Festlichkeit zum Thronfolger vorzudrängen, ihm die Hand zu drücken und ihm zu erklären, daß ich aus dem Lande Minister Ilgs komme. Darauf erhielt ich von ihm vorübergehend das Amt eines kaiserlichen Geschützinspektors. Im Dienste des Kaisers machte ich die Bekanntschaft von Otto Krause, dem Chauffeur des Mercedes-Wagens, den Wilhelm II. Menelik geschenkt hatte. Wir wurden gute Freunde, und Otto erzählte mir stundenlang von seinem Herrn, dem Kaiser. Als Otto mit dem Mercedes eintraf, mußten die Untertanen für des Kaisers neues Auto zuerst eine Straße bauen. Sie erstellten eine geschotterte Chaussee von Addis Abeba nach Addis Alem. Der Kaiser mochte vor Ungeduld kaum warten, bis die aus England importierte Dampfwalze die Oberfläche geglättet hatte. Sobald es so weit war, stieg er ein und befahl, loszufahren. Sein berittenes Gefolge umkreiste das Auto, und als der Kaiser immer schneller zu fahren wünschte, begannen die Männer des Gefolges zu schimpfen und zu fluchen. Sie drohten Otto, ihn niederzuknallen, wenn er die Geschwindigkeit nicht herabsetze. Aber der Kaiser war wie von einem Taumel erfaßt. Er befahl, rascher und rascher zu fahren, so daß der Mercedes die Reiter weit hinter sich ließ.

In Addis Alem stieg Menelik hochvergnügt aus, ließ sich auf einem großen Stein nieder, zog sein Schiffsfenrohr auseinander, suchte

damit den Horizont ab und sagte gemütlich zu Otto: «Jetzt nimmt mich wunder, wer der erste ist, der bei mir eintrifft.» Der erste war ein hoher Würdenträger, Negradas H. Giorgis. Sein schwarzes Saggar-Maultier war von schaumigem Schweiß schneeweiss geworden und dampfte wie eine frischgesottene Kartoffel.

Von diesem Tage an haßte das Gefolge das Auto und nannte es «Saitan-Ferrass», das heißt «Satanspferd».

Vor dem Mercedes hatte der Kaiser ein anderes Vehikel besessen, nämlich ein Lokomobil. Zu diesem Wagen war er auf folgende Weise gekommen: Ein armenischer Abenteurer bemerkte in Aden in einem Eisenlager ein ausgedientes Lokomobil. Es hatte, bevor man es zum alten Eisen warf, der englischen Staatsverwaltung gedient. Von diesem Wundergefäß erzählte er dem Kaiser voll Begeisterung in einer persönlichen Audienz. Er verschwieg aber natürlich, daß es sich um einen zur Schrottmasse geworfenen Wagen handelte. Er ließ sich von Menelik 10 000 Maria-Theresia-Taler Vorschuß geben, obwohl er das Gefährt bereits für nur vier englische Pfund an sich gebracht hatte.

Der Herrscher reiste dem Wagen mit großem Gefolge bis über den Hawaschfluß entgegen. Dort bestieg er ihn allein, befahl loszufahren und zeigte große Freude an dem schnaubenden und feuerspeienden Vehikel. Daß die Funken, die durchs Kamin entwichen, mehrere Steppenbrände verursachten, schien ihn nicht zu kümmern. Er betätigte die Dampfpfeife und freute sich, wenn die Männer seines Gefolges sich die Ohren zuhielten.

Die Abessinier hatten damals noch ein unbegrenztes Vertrauen in die technischen Errungenschaften. Eine Frau, die gehört hatte, daß ich ein Fernrohr besitze, kam einst in höchster Aufregung zu mir gelaufen und berichtete, daß man ihr einige Hühner gestohlen habe. Sie bat mich, mit dem Fernrohr nachzusehen, wo die Diebe die Hühner wohl versteckt hätten.

Die Abessinier sind äußerst rasch von Be-

Foto: F. Raußer

1. August: die Feuerzeichen

griff. Ich lehrte einen Eingeborenen Neunmal spielen. Aber schon nach kurzer Zeit verlor ich jede Partie. Auch als Lokomotivführer und Chauffeure sind sie sehr geeignet. Sie durchschauen zwar häufig die technischen Zusammenhänge nicht, aber die Bedienung einer Maschine verstehen sie schon nach ein paar Stunden meisterhaft.

Das Eindringen europäischer Technik in die afrikanische Wüste führte oft zu ganz eigenartigen Erscheinungen. Der Freiherr von Münchhausen erzählte, daß er einst mit einem Kirschkern auf einen Hirsch gezielt habe. Einige Jahre später sei er einem Hirsch begegnet, dem ein großer Kirschbaum aus dem Geweih herauswuchs.

Das ist eine Münchhausiade. Keine solche, sondern die Wahrheit ist das folgende: In Djibouti hatte der unendlich feine Sand, den der heiße Wüstenwind aus Arabien herüberweht, sich auch in der Underwood-Schreibmaschine des Stationsgebäudes abgelagert. Der Somali, welcher auf der Maschine tippte, ließ nun wahrscheinlich von seinem Znuni, bestehend aus gerösteten Weizenkörnern, einige in die Maschine fallen. Da die Keime beim Rösten offenbar nicht zerstört worden waren, vermochten sie im Sand Wurzeln zu schlagen, und der Weizen wuchs wie Schnittlauch zwischen den Tasten der Maschine empor.

Die Schreckensnacht von Meta Hara

Ein halbes Jahr nach mir zog auch mein Onkel nach Addis Abeba. Er stand dort vor meiner Zukunft wie ein Berg vor der Sonne. Ich war in jenen Tagen ohne Stelle und arbeitete für ihn; aber er gab mir nicht einmal die versprochenen paar Taler Taschengeld, geschweige denn einen Lohn. Eines Abends verließ ich ihn nach einem Wortwechsel, ohne mehr zu besitzen als meine Kleider. Ich wanderte wahl- und planlos auf einer Karawanenstraße in südöstlicher Richtung in die hereinbrechende Nacht; ohne Geld, ohne Waffen, ohne Wegzehrung. Unter einem uralten Olivenbaum übernachtete ich. Als es vor Sonnenaufgang

kühl wurde, wachte ich auf, und da mein leerer Magen knurrte, kam mir meine trostlose Lage zum Bewußtsein. Doch ich wanderte weiter. Gegen Abend sah ich weit vorn in großer Höhe Aasgeier kreisen. Eine leise Hoffnung, daß sich dort eine Siedlung befinden könnte, beseelte mich. Da der Boden von Meteor-Einschlägen aufgerissen war, mußte ich große Umwege machen, und erst nach vielen Stunden erreichte ich halb erschöpft die Hütten einiger Eingeborener. Das Aas, welches die Geier angezogen hatte, war ein totes Kamel.

Die Leute waren sehr bestürzt, einen halbverhungerten Weißen vor sich zu sehen. Ängstlich hielten sie nach meinen Gefolgsmenschen Ausschau. Als diese aber ausblieben und sie sahen, wie nahe ich der Erschöpfung war, sprengten sie mir Wasser ins Gesicht und hielten mir eine Kürbisschale mit Kamelmilch an die Lippen.

Drei Tage genoß ich die Gastfreundschaft dieser Eingeborenen. Dann geleiteten mich zwei Männer zum Randgebiet des Stammes. Dort gaben sie mir zu verstehen, daß ich in wenigen Tagen zu Europäern gelangen werde. Mutterseelenallein wanderte ich weiter über den glühenden Boden der Wüste. Noch mehrmals fand ich Obdach in den versteckten Siedlungen der Einwohner. Aber meine Kleider hingen nun zerfetzt an mir herunter, Schuhe besaß ich keine mehr, und die Füße bedeckten Blasen und Wunden. Ich konnte mich weder waschen, kämmen noch rasieren. Hin und wieder fegten von einem Raubtier gejagte Gazellen und Gnus in Sichtweite vorbei. Giraffen und Strauße wechselten über die Einöde hinweg in fruchtbarere Gebiete. Die Nacktheit der schwarzen Meteorblöcke mit ihren bizarreren Kanten und die wilde Einsamkeit erweckten in mir das Gefühl völliger Verlassenheit. Von Zeit zu Zeit legte ich mich erschöpft auf eine Steinplatte nieder.

Der mächtige Feuerball neigte sich purpurrot dem Untergang zu, als ich unmittelbar vor einer Bergkette angelangt war. Ich geriet in aufgerissenes, kraterartiges Gelände. Der Boden war kilometerweit mit spitzigen, scharfkantigen Meteorsteinchen übersät, die sich in meine wunden Füße eingruben. Die Schründe der strahlenförmig von der Einschlagstelle wegweisenden Spalten waren etwa zehn Meter tief. Einige spärliche Agaven bewuchsen den Boden. Als ich im Dämmerlicht in der Nähe

Foto: L. von Matt

Vor der Kapelle in Urnerboden

eine stattliche Akazie bemerkte, beschloß ich, an deren Fuß zu nächtigen. Aber die Dunkelheit umhüllte mich, bevor ich zu dem Baum hingelangen konnte. Um nicht in eine der Spalten zu stürzen, mußte ich mich auf allen Vieren vorwärtsschieben. Kriechend erreichte ich die Akazie und richtete mich an ihrem Stamm auf.

Als ich mich am Fuße des Baumes niedersetzte, hörte ich in unmittelbarer Nähe Hyänen. Bald sah ich sie auch, wie diese von einem Erdabschnitt auf den andern übersetzten und halblaut vor sich hingrunzten. Gespenstisch leuchteten ihre phosphoreszierenden Augenpaare. Die Tiere waren mir in diesem vermaledeten

Kraterlabyrinth zunächst gar nicht unwillkommen, sie unterbrachen doch meine Einsamkeit. Nur begriff ich nicht, was sie hier suchten; denn daß sich irgendein Aas in der Nähe befand, war sehr unwahrscheinlich. Als aber immer mehr Hyänen hinzukamen, wurde mir die Sache ungemütlich. Denn wenn diese Tiere in Rudeln auftreten, so schrecken sie, besonders wenn sie ausgehungert sind, nicht davor zurück, einen Menschen anzugreifen. Ihr langgezogenes Uuuu-uuuuu-u ertönte immer schauriger in meinen Ohren.

Behutsam kletterte ich auf die dornenbewehrte Akazie, setzte mich rittlings auf einen Ast und zog die Füße hoch. Das Heulen



Im Misox sind alle Dorfbrunnen aus großen Gneisplatten zusammengefügt, eine ebenso schöne wie praktische Verwendung von einheimischem Material.

Hinweise auf wenig beachtete bauliche Einzelheiten.

Von Architekt A. Baeschlin, Schaffhausen

DER LANDSTRASSE



der Biester drang mir durch Mark und Bein. Es kam mir wie ein satanisches Lachen vor. Es war mir, alle Teufel der Welt hätten sich gegen mich verbündet. Mein Leben schien mir nicht mehr wert als eine weggeworfene Konservenbüchse. Der Gedanke an meine Eltern daheim in Rorschach, die mich in der sichern Obhut des Onkels wöhnten, trieb mir die Tränen in die Augen. Ich konnte mich nicht enthalten, mir auszumalen, wie die Hyänen angreifen, mir zuerst die Augen und dann die Eingeweide auskratzen würden und wie am folgenden Tag die Aasgeier mit ihren scharfen Krallen und Schnäbeln mir das magere Fleisch zwischen den Rippen hervorzerren würden. Ich stellte mir vor, wie die Knochen dann in der Sonne bleichen und schließlich von den Wassermassen der einsetzenden Regenzeit weggeschwemmt würden.

Inbrünstig betete ich zu Gott und bat ihn, mich aus dieser Not zu retten. Da sah ich plötzlich ein Feuer, das ganz in meiner Nähe wie eine Stichflamme aufloderte. Hochauf sprühten die Funken, und ich hörte das Knistern brennenden Holzes. In der Nähe der Flammen bemerkte ich Europäer und Ein geborene. Ich versuchte zu rufen; aber ich brachte nur Laute wie ein Tier hervor.

Das Feuer vertrieb die Hyänen. Ich glitt vom Baum und hielt meine Hände vor den Mund und schrie: «Hallo, hallo!» Bestürzt richteten sich die Gestalten neben dem Feuer auf, und griechische Laute drangen zu mir herüber. Die Männer stellten Fackeln her und wiesen mir damit die Richtung, die ich einschlagen mußte, um die Erdklüfte zu umgehen. Als nur noch ein einziger Erdspalt mich von meinen Rettern trennte, bemerkte ich einen mächtigen Baumstamm, der sich über die Kluft wölbt und eine natürliche Brücke bildete. Vorsichtig kletterte ich hinüber, und von der andern Seite kroch mir einer der Griechen entgegen, um mir behilflich zu sein.

Ich rief den Leuten auf Französisch zu, ich sei Schweizer. Darauf löste sich ein großer, breitschultriger Mann aus der Menge, streckte mir von weitem beide Hände entgegen und sagte in urchigem Berndeutsch: «Wo chömed Dihr här?» Er stellte sich als Bahningenieur Dubach vor. Ich mußte mich erst einen Augenblick lang besinnen, wie ich heiße, dann nannte ich ihm meinen Namen und sagte, daß ich ein gebürtiger Luzerner sei.

Durch die Vermittlung Dubachs fand ich

eine Stelle bei der abessinischen Eisenbahn als Lokomotivführer. Leider endete diese meine Karriere bald jäh beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

Die Dicke Berta wird mir zum Verhängnis

Das unbewehrte Djibouti mobilisierte die Kolonialtruppen und rief auch Freiwillige unter die Fahnen. Herr Bernard, der Direktor der Bahn, zog seine Uniform als Artillerieoberst an, und da er wußte, daß ich für Kaiser Menelik Kanonen repariert hatte, nahm er mich in den Dienst der französischen Armee, um Kanonen zu montieren.

Die Geschütze stammten aus der Schweiz. Sie waren in ihre Bestandteile zerlegt und lagerten im Zollamt von Djibouti in Kisten. Ein welscher Major hatte sie dem Menelik verkauft; aber sie waren nicht nach Abessinien durchgelassen worden.

Als man die Geschütze außerhalb der Stadt prüfte, wurden Ziele in zehn Kilometer Entfernung schon im zweiten Schuß getroffen, und ich war stolz auf mich und auf die Schweizer Kanonen. Ich spielte mit dem Gedanken, mich von den Franzosen als Freiwilliger anwerben zu lassen; aber zwei Bekannte, die ich um Rat fragte, bewogen mich, davon abzusehen. Der erste, ein Genfer, sagte mir: «Si je dois faire du service, je le ferai seulement pour ma patrie», und ein zweiter, ein Franzose, den ich fragte, warum er sich nicht melde, antwortete: «Je défends les intérêts de la France au service du chemin de fer.»

So blieb ich denn bei meiner Lokomotive.

Ohne etwas Böses zu denken, erzählte ich den Ein geborenen, daß die Deutschen mit einer riesigen Kanone, die sie die Dicke Berta nannten, aus großer Distanz die Stadt Paris bombardierten. Etwa zur gleichen Zeit erschien der deutsche Kreuzer «Emden» vor Djibouti, wahrscheinlich, um sich mit Kohle zu versorgen. Rein zufällig kehrte ich in jenen Tagen aus Diredaua nach Djibouti zurück. Einige Franzosen erschwindelten nun einen Zusammenhang zwischen mir und dem Auf tauchen des Kreuzers. Dies, zusammen mit den Nachrichten über die Dicke Berta, die ich weitererzählt hatte, wurde mir zum Verhängnis. Ich wurde von Gendarmen verhaftet und zum Gouverneur geführt. Dieser sonst so nette Herr, mit dem ich mich bis jetzt stets auf Deutsch unterhalten hatte, verstand nun

plötzlich kein Wort mehr von dieser Sprache. Er stellte mich vor die Entscheidung, entweder die französische Kolonie innert 24 Stunden zu verlassen oder interniert zu werden. Das Ausweisungskreis stellte fest, daß ich «die Einheimischen gegen Frankreich aufwiegle und Frankreich und seine Institutionen erniedrige».

Ich fand einen Platz auf der SS «Amazona», die von Tongking kam und nach Marseille fuhr. Es waren lauter belgische Truppen an Bord, die nach Antwerpen fuhren, um dort eingesetzt zu werden. Der Gendarm, der mich auf das Schiff brachte, verabschiedete mich mit den Worten: «Kannst froh sein, daß du wegkommst, ich hätte dich sonst zu Tode geschunden, du sale boche!» Das hörten die umstehenden Belgier. Sie beschimpften mich, hoben mich an Armen und Beinen hoch und drohten, mich ins Meer zu werfen. Zum Glück kam mir ein 65jähriger Oberst der Fremdenlegion, der mich kannte, im letzten Moment zu Hilfe. Die Belgier kehrten mir darauf voller Verachtung den Rücken.

In Marseille sah ich von der Reling aus, wie ambulante Verkäufer mit Gipsfiguren Geschäfte machten, die einen Poilu darstellten, der sein aufgepflanztes Bajonett einem deutschen Soldaten durch die Brust gestoßen hatte. Ich befürchtete das Schlimmste für mich; denn mein Heimatschein war in deutscher Sprache ausgestellt, und in Abessinien war ich als deutscher Schutzgenosse eingetragen gewesen. Ich wagte auch nicht, das Ausweisungskreis, das ich auf mir trug, fortzuwerfen. Als ich deshalb zur Schriftenkontrolle herabstieg, war mir zu mutig, wie wenn ich meinem Henker entgegenschritte. Doch ich erlebte eine freudige Überraschung. Sobald ich sagte, daß ich Schweizer sei, trat einer der Männer auf mich zu und sagte: «Grüezi, wänd Sie vilicht e Brissago rauche?» Beinahe wäre ich ihm um den Hals gefallen. Ich mußte die Brissago entgegennehmen und gleich anzünden, wozu man mir geflissenlich ein brennendes Streichholz entgegenhielt. Sobald aber der Mann sah, daß ich zuerst in aller Ruhe den Halm herauszog, diesen entflammte und erst dann die Brissago damit anzündete, sagte man mir, daß ich die Probe, ob ich Schweizer sei, gut bestanden habe.

In Lyon traf ich mit einer großen Schar weiterer Rückwanderer zusammen. Als in Bellegarde ein Schweizer Grenzwächter den Zug bestieg, wurde er stürmisch begrüßt, viele wein-

ten vor Freude, als sie auf den gelben Uniformknöpfen das Schweizer Kreuz erblickten.

* * *

Was mich betrifft, so war mir klar, daß ich es nicht lange in der Heimat aushalten würde. Diese war für den dumpfen Tatendrang, der mich erfüllte, zu eng. Ich barst beinahe vor Unternehmungslust. Aber etwas anderes wußte ich damals freilich nicht, nämlich, daß trotz dem langen, abenteuerlichen Leben, das mir noch bevorstand, meine schönsten Jahre — die in Abessinien — bereits hinter mir lagen.

Im Jahre 1917 erhielt ich von einer schweizerischen Soldatenstiftung ein paar hundert Franken, um damit wieder nach Abessinien auszuwandern. Als der Briefträger mir das Geld brachte, hatte ich das Gefühl, die Eintrittskarte für das Paradies in den Händen zu halten.

Aber ich kam nur bis nach Marseille. Dort half mir die Frau eines Kapitäns, mein Reisegepäck durchzubringen, und ich stand auf dem Pflaster. Ich fand eine Stelle als Kranführer. Doch meine Unruhe trieb mich weiter, ich zog nach Griechenland. Von dort ging es nach Marokko, nach Spanien, nach Tanger. Auf jeder Station meines ruhelosen Lebens vermeinte ich, es müsse mir vergönnt sein, den Erfolg zu erzwingen; aber er zerrann mir immer wieder wie Wasser zwischen den Fingern. Ich bin häufig mit den Gerichten in Konflikt gekommen. Die Frauen und die Liebe spielten für mich eine bedeutende Rolle. Ich war fünfmal verheiratet, dreimal mit Ausländerinnen. Aber das Glück, dem ich nachjagte, konnte ich nie festhalten.

Ich habe schon oft, wenn ich über den Untern nachsann, der mein Schicksal bisher lenkte, an eine kleine Begebenheit in meiner Kindheit zurückdenken müssen: Als ich siebenjährig war, schritt ich eines Abends mit meinem Bruder Konrad über die Stoppeln eines frisch geschnittenen Ackers. Mitten auf dem Acker begegnete uns der Pfarrer, der uns leutselig fragte, was wir einst werden möchten. «Feldmauser», antwortete Konrad. Ich hatte bis jetzt noch nie über meinen Beruf nachgedacht ... Als der Pfarrer sich an mich wandte, fuhren mir unwillkürlich die Worte «ein Schlangenfänger» heraus. Der Pfarrer schüttelte unwillig den Kopf und ging weiter. Er ahnte nicht, daß sich damals in mir so etwas wie eine prophetische Ader geregelt hatte;

denn das Abenteuerliche und Außergewöhnliche hat mich zu meinem Unglück zeit meines Lebens angezogen wie den Falter das Licht.

Jetzt bin ich 62 Jahre alt. Ich stehe auf dem Tiefpunkt meiner Laufbahn. Das Leben, das ich zurzeit führen muß, ist erbärmlich. Ich lebe vom Verdienst meiner fünften Frau. Den Fünfliber, den sie mir als Taschengeld jeden Monat abgibt, brauche ich für die Schreibmaschinenmiete, für das Papier und Pauspapier,

um meine Lebensbeschreibung fertigstellen zu können. Diese trägt den Titel «Nach jedem Schiffbruch flotter Nachen». Ich will damit sagen, daß ich mich nach jedem Schicksalschlag wieder aufraffte und mit neuem Glauben von vorne begonnen habe. Ich gebe auch jetzt den Kampf noch nicht auf. Ich hoffe, aus dem Erlös aus meinem Buche eine dritte Reise nach Abessinien bezahlen zu können, um mir dort eine neue Existenz aufzubauen.

Da musste ich lachen

Als junge Studentinnen schlossen meine Freundin und ich uns einer von der Wiener Universität veranstalteten Reise nach Budapest an. Dort angekommen, wurden wir wegen Überfüllung des Studentenheims bei der Heilsarmee untergebracht, die irgendwo weit draußen an der Peripherie der Stadt lag.

In den acht Tagen unseres Aufenthalts wurden natürlich täglich Führungen zu allen Sehenswürdigkeiten dieser einst so schönen Stadt unternommen. So kamen wir an einem glühendheißen Julivormittag auf die herrlich gelegene Zitadelle. Während nun die andern in den Anblick des Häusermeeres in flimmernder Mittagshitze versunken waren, nahmen wir zwei Freundinnen etwas abseits eine kleine Erfrischung ein.

Als wir zu unserer Gesellschaft zurück wollten, war diese spurlos verschwunden! Nach langem Suchen nahmen wir schließlich das Tram, das uns zu unserer Heilsarmee zurückbringen sollte.

Kaum eingestiegen, bemerkten wir zu unserm Schrecken, daß wir weder «Heilsarmee» auf Ungarisch noch den Namen der Straße und Haltestelle wußten. Wir versuchten alles Mögliche, um dem Schaffner unser Ziel klarzumachen — umsonst, er verstand ebensoviel Deutsch und Französisch wie wir Ungarisch.

Plötzlich kam mir in den Sinn, daß unsere morgendliche Ausgangshaltestelle einem Friedhof gegenüber war, über dessen Eingangstor in großen Buchstaben das Wort «Feltamadunk» stand, von dem ich ohne weiteres annahm, daß es «Friedhof» heiße. Beglückt drückte ich ihm das Fahrgeld in die Hand und sagte laut das Zauberwort. Umsonst, hatte er uns vorher ratlos angesehen, so begann er nunmehr, uns ernst, ja betreten zu mustern. Auch die Umsitzenden betrachteten uns eingehend und höchst interessiert. Zuletzt fand sich unter ihnen eine Dame, die etwas Deutsch radebrechte und dem Schaffner nach langem Hin und Her erklären konnte, wohin wir wollten.

Als wir, zurückgekehrt, unserem ungarischen Reiseführer unser Erlebnis berichteten, brach er in ein schallendes Gelächter aus: «Feltamadunk» heiße: Wir werden auferstehen. Da mußten wir lachen.

G. S. in L.